

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst  
**Band:** 16 (1926)  
**Heft:** 28

**Artikel:** Die Geschichte des Heinrich Lentz [Fortsetzung]  
**Autor:** Huggenberger, Alfred  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-641936>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 22.01.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 28  
XVI. Jahrgang  
1926

Bern  
10. Juli  
1926

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern  
Redaktion: Dr. Hans Bracher, Muristrasse Nr. 3 (Telephon Christoph 3142); Jules Werder, Neuengasse Nr. 9 (Telephon Bollwerk 3379)

## Der Reisebecher.

Von Conrad Ferdinand Meyer.

Gestern fand ich, räumend eines  
langvergeßnen Schrankes Sächer,  
Den vom Vater mir vererbten,  
meinen ersten Reisebecher.  
Währenddes ich, leise singend,  
reinigt ihn vom Staub der Jahre,

War's, als höbe mir der Bergwind  
aus der Stirn die grauen Haare,  
War's, als dufteten die Matten,  
drin ich schlummernd lag versunken.  
War's, als rauschten alle Quellen,  
draus ich wandernd einst getrunken.

## Die Geschichte des Heinrich Lenz.

Von Alfred Hugenberg.

3

Der Sollberger mußte zuerst ein wenig verschäufeln. Dann sah er sich ärgerlich nach allen Seiten um und kam hierauf scharfen Schrittes durch das Runkelfeld geradenwegs auf Sabine zu.

Wo der Apfelschelm hingekommen sei, fragte er barschen Tones. Und wie er heiße. Sie werde darüber wohl Bescheid geben können.

Sabine tat so unschuldig als möglich. Sie habe vorhin allerdings einen mittelgroßen Buben quer über die Acker nach dem Zeltholz hinüberrennen sehen. Aber sonst wisse sie nichts; sie habe immer da Hanf gezogen.

„Bind' mir keinen Bären auf“, entgegnete der Bauer überlegen. „Wo ist denn der Guggervogel hingekommen, der wo dem Schlingel vorhin das Zeichen gegeben hat?“

Sabine mußte sich gar nicht besinnen. Sie habe wirklich den Kukuck auch rufen hören, irgendwo im Föhrengehölz. „Oder es könnte auch ein Kamerad von dem Apfelschelm gewesen sein“, verbesserte sie sich rasch, da ihr einfiel, daß um diese Jahreszeit ein Kukuck weit und breit nicht mehr zu sehen war.

„Du bist eine Hex', ich merk' es schon“, sagte der Sollberger nachdenklich, indem er sich mit der knöchernen Hand den graugesprenkelten Bodbart glattstrich. „Ich frag' jetzt dich aber zum andern Mal. Ich frag' dich: Willst du freiwillig bekennen oder soll ich dir Beine machen?“

Sabine merkte, daß es ernst galt. „Ich kann aber doch nichts bekennen, wenn ich nichts weiß“, bettelte sie mit nicht übelgeratener Verstellung. Dabei rannen ihr die hellen Tränen über die Wangen. Im Verstohlenen spähte sie nach dem Birnbaum hinüber. Wenn Heinrich jetzt nur nicht durch

eine vorwichtige Bewegung alles aufs Spiel setzte oder gar aus Besorgnis um sie kurzerhand hervortrat! Sie wußte fast mit Bestimmtheit, daß er so etwas in diesem Augenblick bei sich erwog.

Der Sollberger wurde ungeduldig. „Ich hab' keine Zeit, ein langes Verhör mit dir anzustellen“, meinte er. „Es wär' mir überhaupt zu dumm, so etwas. Aber das sag' ich dir: Wenn du nicht ausrückst, so zahl' ich den Lohn für den Lämmel dir aus. Im andern Fall geschieht dir nichts.“

Sie schwieg verstodt. Der Bedränger stand mit drohend erhobnem Zeigfinger dicht vor ihr. Aber auch die Furcht vermochte ihren Troß nicht zu brechen. „Ich weiß nichts, und ich weiß nichts!“ stieß sie zuletzt unter heftigem Schluchzen hervor.

„Du bist eine Hex'“, bestätigte der Bauer fast gelassen. Er holte langsam aus und gab ihr ein paar Ohrfeigen; seine Hand zögerte dabei, als ob er sie nicht ganz in seiner Gewalt hätte. „Eine Hex' bist du!“ wiederholte er nochmals und ging dann seiner Wege.

Sie stand regungslos mit zerzausten Haaren und sah ihm, ohne den Kopf zu drehen, schielenden Blickes nach. Sowie sie sich vor ihm sicher fühlte, kicherte sie leise in sich hinein.

Drüben streckte Heinrich vorsichtig verhoffend den Kopf hinter seinem Baumversteck hervor. Sie winkte ihm mit einer scharfen Handbewegung ab; dann schlich sie leisen Ganges dem Hanfäckerlein entlang, um sich von dessen Edmarche aus zu überzeugen, ob der Sollberger sich wirklich nach Kasparshub hinunter verziehen würde.

Als sie in die Hanfstube zurückkam, hatte sich Heinrich bereits auch wieder dort eingefunden. Die beiden standen sich eine Weile schweigend gegenüber. Heinrich schnitt ein schwerverdrüßliches Gesicht. Sabine, die ihre Haare inzwischen wieder zur Not in Ordnung gebracht hatte, mußte immer wieder lachen, wenn sie ihn ansah.

„Es ist nicht zum Lachen“, meinte er endlich ungehalten, mehr zu sich selber als zu ihr redend. „Du denkst jetzt doch etwas von mir. Und es ist auch so, ich bin ein Hosenpfösi! Ich hätte das nicht leiden, ich hätte hervorkommen und alles auf mich nehmen sollen.“

„Das hätte jetzt gerade noch gefehlt!“ gab sie vergnüglich zurück. „Deswegen hättest du meine Nüsse doch gekriegt. Und gestorben bin ich eineweg nicht daran. Bei dir hättest er dann schon anders ausgezogen! Der hat gewiß gemeint, ich sei von Glas.“

Er setzte sich auf einen Hanfbossen und verfiel in schwerfälliges Nachdenken.

„Weißt du, was ich hinter meinem Baum gedacht habe?“ fragte er nach einer Weile, ohne sich nach ihr umzublicken.

Sie besann sich ein wenig. „Ich hab' doch nicht durch den dicken Stamm hindurch in dich hineinsehen können!“

„Muß ich dir's sagen?“

Er richtete sich etwas auf. „Ich hab' bei mir gedacht: Wenn die groß ist, heirat' ich sie.“

Sie mußte hell herauslachen, tanzte ein paarmal im Kreise herum und klatschte dabei in die Hände. Dann kam ihr von ungefähr das Igelvögel in den Sinn. „Jetzt — — nun haben wir ja die Stachelröcke vergessen!“ rief sie ganz unvermittelt.

Beide fingen sogleich an, in allen Winkeln und Gängen nach den Gefangenen Umschau zu halten. Aber die hatten die gute Gelegenheit benützt, ohne Abschied zu verduften. Sabine ärgerte sich zuerst ein wenig, setzte sich aber bald über den Verlust hinweg mit dem wohlfeilen Troste: „Die sind jetzt zu Tod froh, daß sie dem Riesenmann und der Riesenfrau aus den Klauen sind.“

Heinrich besann sich nun darauf, daß um vier Uhr die Schwester Annette auch aufs Feld komme. „Jetzt müssen wir aber in unserem Naderlein anfangen“, entschied er bestimmt. „Und fest ins Zeug legen dürfen wir uns, wenn's keine Schelte geben soll.“

Beide machten sich sogleich ans Werk, die von Heinrich in so ungeschickter Weise angefangene Arbeit mit besserem Erfolg weiter zu führen. Um schneller vorwärts zu kommen, verzichteten sie auf Sabinens Vorschlag auf einen Stubenbau. Heinrich machte sich ein besonderes Vergnügen daraus, ihr während der Arbeit einige der von seinem Vater übernommenen Kasparshuber Anekdoten zu erzählen, die sie alle sehr gelungen fand. „Weißt du was“, meinte sie einmal dazwischen, „wenn aus dem Spaß ein Ernst wird, dann kehren wir an der Hochzeit mit allen Gästen im Adler in Kasparshub ein und bestellen einen Schafbraten.“

„Ja, das machen wir“, versprach er großartig. „Das ist eine gute Idee.“

Darauf schafften sie wieder miteinander um die Wette und hatten mehr als die Hälfte des schmalen Streifens niedergelegt, als Annette die Bodenstraße heraufkam, wäh-

rend von der anderen Seite her eben auch die Zeltbeggäuerin mit ihrem Jüngsten im blauen Zainenwagen anrückte.

Die Kinder wurden um ihres Fleißes willen belobt. Sie bekamen beide ihr Abendbrot, das sie sich in ihrer lausigen Stube gemächlich schmecken ließen. „Ein paar Hanfäpfel wären halt schon nicht zu verachten, so nach dem trockenen Brot“, meinte Sabine einmal. „Aber nicht solche, die auf einem Feigenbaum gewachsen sind.“

Leider ging es nachher mit der Herrlichkeit der Hanfstube bald zu Ende. Als der Abend heraufzog, stand auf den beiden Naderlein von den stolzen Hanfmauern kein Stengel mehr, worüber Sabine wieder auf Augenblicke ein wenig traurig wurde. Vor dem Heimgehen steckte ihr Heinrich drei schöne gelbe Hanfäpfel zu, die er, während sie sich am Wägelchen mit dem Kinde abgegeben, durch einen entschlossenen Streifzug nach der Bedenwiese hinüber an sich gebracht hatte. Sie dankte ihm mit einem sehr lieben, verschwiegenen Blick, aus dem er nicht gleich klug werden konnte, und der ihm nachher noch lange heimlich zu schaffen gab.

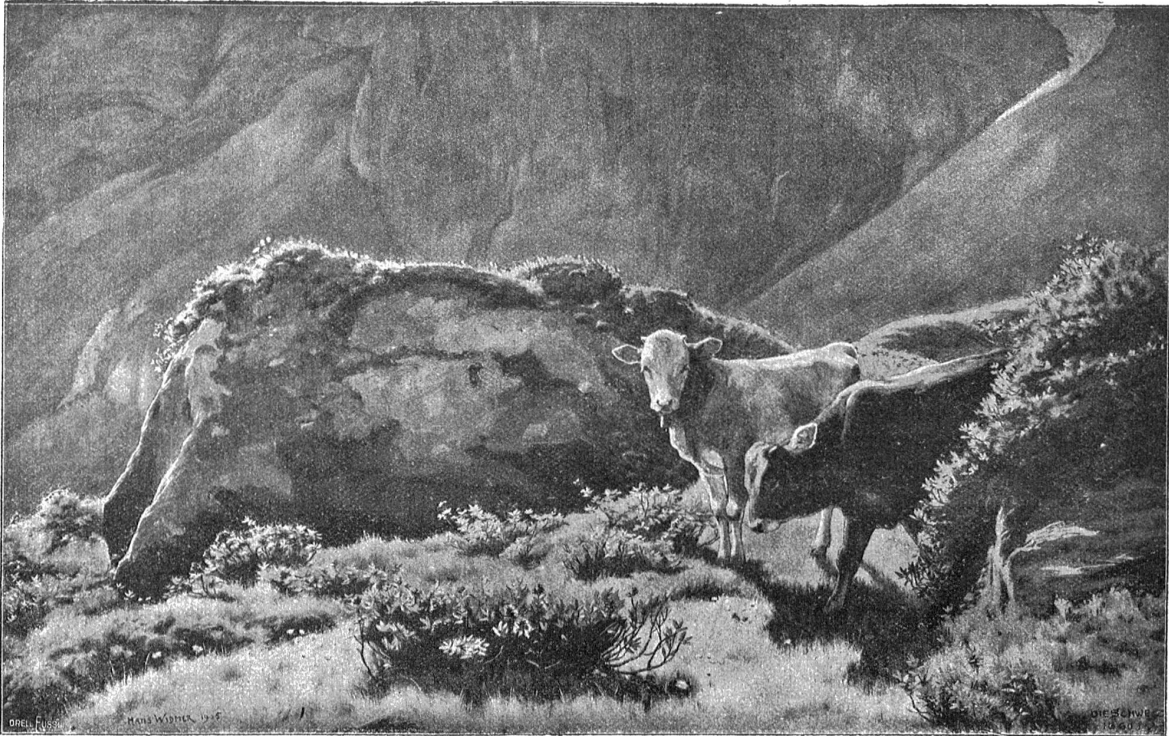
### Drittes Kapitel.

#### Von Erziehungserfolgen, einer Schneeballenschlacht und einer kleinen Untreue.

Heinrich war im stillen darüber enttäuscht, daß Sabine in den nächsten Tagen nie mit einem Wort auf das Erlebnis auf dem Zeltboden zurückkam und sich auch sonst weniger als je um ihn zu kümmern schien, wogegen er selber, unter einem neuartigen, wunderlichen Zwange stehend, sich sogar während der Schulstunden oft im stillen mit ihr beschäftigte und verstohlen auf sie acht gab. Dabei wuchs das Unangenehme in ihrem Wesen unvermerkt ein wenig in sein Herz hinein. Er begann die merkwürdige Wahrnehmung zu machen, daß ihm etwas fehlte, wenn sie am Mittwoch vormittag in der Arbeitsschule saß und ihr Platz auf der drittletzten Bank neben dem runden grünbemalten Eisenpfosten leer war. Gewissenhaft bemühte er sich, das kleine braune Mal auf ihrer Wange zu übersehen, und auch der Umstand, daß sich ihre kurzen Krauszöpfe nie an ein geordnetes Dasein gewöhnen wollten, tat seiner kleinen Zuneigung keinen Eintrag.

Einzig ihre Vergeßlichkeit bezüglich seines neuen Merkmals verdroß ihn ein wenig, obschon er sonst verhältnismäßig leicht darüber hinwegkam, daß dieser Name sich mit zäher Beharrlichkeit an ihm festhängte, so zwar, daß er in kurzem bei der Dorfjugend nicht mehr anders hieß als „der dritte Heinrich“, oder einfach „der Dritt“.

„Du brauchst das nicht auf die hohe Achsel zu nehmen, auch für später nicht“, beruhigte ihn der Vater mit schlauer Ueberlegenheit, so oft sich Heinrich im Anfang wegen des Uebernamens bei ihm beklagte. „Im Gegenteil, als einen richtigen Glücksfall darfst du das ansehen. In einem Dorf, wo fast der zweite Mann Lenk heißt, muß doch notwendig jeder seinen Merks haben, und du kannst Gott danken, daß du so gut weggekommen bist. Meinst du, der Raibenlenk und der Kälblibabettenheinrich oder der Wassermilchheiggel möchten nicht alle fürs Leben gern ‚der Dritt‘ heißen? — Damit will ich nicht gesagt haben, daß du dem, der dir den Uebernamen angehängt hat, nicht für alle Zeiten danken sollst.“



H. Widmer. — In den Alpenrofen.

Dieser regelmäßig wiederkehrende Schlupfak von Martis verständigen Vorstellungen verfehlte seine Wirkung bei Heinrich am wenigsten. Es kam in der Folge oft vor, daß er dem Lehrer, rein nur um ihn zu ärgern, eine Antwort schuldig blieb. Oder er verzierte die neuen Schulbänke heimlicherweise mit stattlichen Tintenflexen, deren keinem die übliche Strahlenkrone fehlen durfte.

Mit dieser Sache konnte er dem Lehrer den allergrößten Verdruf bereiten, denn er war mit einem fast krankhaften Reinlichkeitsgefühl begabt und geriet jedesmal fast außer sich, wenn ihm eine neue Schändung der schön lackierten Bänke vor Augen kam. Und die helle Verzweiflung war auf seinem Gesicht zu lesen, als der Schulpräsident Kleiner bei einem Schulbesuch die anzügliche Bemerkung machte, die alten Schulbänke hätten anscheinend die Tinte weniger gut angenommen. Oder der Schulmeister Hefli habe vielleicht während der Schulzeit nicht so oft nach dem Wetter und nach den Straßengängerinnen gesehen. Damit wollte er natürlich nur darauf anspielen, daß der Lehrer Rebmann hin und wieder durchs offene Fenster mit der Amalie Wenk, mit der er versprochen war, ein paar Scherzworte tauschte. Denn der Präsident Kleiner hätte auch ein Eheglück zu vergeben gehabt, und der Umstand, daß seine Tochter dem Herrn Rebmann nicht gut genug gewesen war, brachte es mit sich, daß man über dessen erzieherische Fähigkeiten in gewissen, dem Kleiner nahestehenden Kreisen abschätzig urteilte.

Beim nächsten Besuche machte Kleiner, der es in erster Linie auf die fatalen Flexen abgesehen, die sich inzwischen zu seinem Vergnügen wieder um einige gelungene Exemplare vermehrt hatten, die knappe Bemerkung ins Schultagebuch: „Mehr Reinlichkeit erwünscht“, worauf der ganz aus Rand und Band geratene junge Lehrbeflissene die Unbesonnenheit

beging, das betreffende Blatt aus dem Tagebuch herauszureißen.

Diese Untat brachte ihm unendlich viel Scherereien und Verdruf. Die Partei des in der Person seiner Tochter hintangesetzten Schulpräsidenten ließ es fast bis zu einer gewaltsamen Verletzung des Lehrers kommen. Heinrich bedauerte ihn wohl darüber im stillen; immerhin glaubte er, an sich die Beobachtung machen zu können, daß ihn der Merkmame jetzt lange nicht mehr so sehr ärgere wie im Anfang.

Von da an stellte er seine malerische Tätigkeit ein. Es geschah auch nicht so sehr aus berechnender Bosheit gegen den Lehrer, als vielmehr aus einem gewissen knabenhaften Drang nach gewagten Schlingeleien heraus, daß er einmal anlässlich eines Schulbesuches des Pfarrherrn Reich von Schönen eine einfache Rechnung an der Wandtafel geflissentlich falsch löste, was dem Lehrer eine schonende Bemerkung über die zweifelhaften Vorteile einzelner neuer Lehrmethoden eintrug.

Am diesem Abend wurde Heinrich auf dem Heimwege ganz unerwartet von Sabine Bucher zur Rede gestellt.

„Du hättest die Rechnung gekonnt, ich weiß es!“ sagte sie ohne jede Einleitung, hastig und mit großer Eindringlichkeit.

Seine Antwort war zuerst nur ein verschmitztes Lächeln. „Wohl möglich, daß ich sie gekonnt hätte“, gab er dann boshaft zu.

(Fortsetzung folgt.)

**Spruch.**

Pflicht, geübt mit festem Herzen,  
Bleibt allein auch ewig treu;  
Sie allein heilt alle Schmerzen,  
Sie allein macht Menschen frei.

v. Feuchtersleben.